

Georg Kiefer-Bär

Autor(en): Adolf Im Hof
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1898

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/4002876f-178b-47ed-b374-90fcfe59bd35>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Georg Kiefer-Bär.

Von A. Imhof.



Als das Bild eines Mannes, der durch eine Reihe von Jahren an der staatlichen und kommerziellen Entwicklung unseres Gemeinwesens regen Anteil genommen hat, mag die Darstellung von Georg Kiefers Leben auf freundliches Interesse zählen dürfen. Sie zeigt einen starken Charakter, der seine Gaben in steter Arbeit zu nutzen wußte, und so der Vaterstadt manches Werk seiner fruchtbaren Thätigkeit hinterlassen hat. Zugleich bringt sie, besonders in den ersten Abschnitten, manche Erinnerung an frühere Ereignisse und Zustände: ein gutes Stück des alten Basel.

So viel wie möglich, wurden dabei Kiefers eigene Aufzeichnungen benutzt, die er in seinen letzten Lebenstagen als ein Andenken für seine Familie niederschrieb.

I.

„Meine Eltern waren Johann Kiefer aus Hegelberg (Bad. Wiesenthal, und Maria, geb. Hodel, von Arisdorf. Von zehn Kindern war ich das vierte, geboren am 25. Februar 1823. Der Vater, ein strenger, mitunter harter Mann, war ein tüchtiger Papierer, der die schwerste Arbeit nicht scheute. Wir Kinder waren ihm lieb und wir hatten ihn gerne; nichts war ihm herrlicher, als wenn er im Kreise der Seinigen ein Lied singen konnte. Trotz seiner mangelhaften Erziehung hat er gut rechnen können; auch sein gerader,

rechtlicher Sinn machte ihn bei seinen Mitarbeitern und bei Jedermann beliebt und geachtet. Er kam als zwölfjähriger Bursche nach Basel; sein Debut war als „Wegglibueb,“ später wurde er Papierer und stellte überall seinen Mann. Mit seiner Frau, die er sehr lieb hatte, lebte er nach seinem Sinne recht und gut; meine Mutter hatte ihn lieb und war glücklich, wenn er mit ihr und den Kindern zufrieden war.

Meine Mutter, die einer Lohnwäscherei vorstand und damit viel zu thun hatte, war eine äußerst liebevolle, herzensgute Frau. Ein Blick von ihr galt uns Kindern viel und richtete Wunder aus; wir liebten sie alle herzlich, meine größte Freude war, sie zufrieden zu wissen. Wenn sie ihre lieben Kinder um sich hatte, war sie felig und wir glücklich.“

Die Familie war groß, der Verdienst schwer und die Kinder mußten früh bei allem mithelfen. Kiefer erzählt darüber:

„An Arbeit fehlte es uns daheim nicht; Wassertragen, Holzspalten war unseres Amtes neben den Schulaufgaben. Morgens um fünf Uhr waren mein Bruder Hans und ich beordert, das Holz für die Wäsche zu sägen. Eine andere harte Arbeit, welche wir, und besonders Schwester Marie mitmachen mußten, bestand in dem Aufhängen des nassen Plunders in dem nahen St. Albanturm. Im Winter und bei schlechtem Wetter war das Durchziehen der Wäsche am St. Albanteich keine Kleinigkeit; aber noch schwieriger war das Herauftragen derselben durch einen Teil des St. Albanthales (wo wir wohnten), die Stiege gegen das Thor und nachher die vielen Treppen herauf. Da mußte man gesund sein, um das mitmachen zu können. Nach vollbrachter Arbeit fand ein munterer Tanz auf jener Höhe statt, zum Beweis, wie froh und lebenslustig wir uns fühlten.“

Der Vater betrieb zu Hause eine Wirtschaft und daneben eine Zeitlang eine zweite in der St. Albanvorstadt; es zeigt sich

darin ein Unternehmungsgeist, der im Sohne sich später aufs schönste entfaltete, der damals aber für ihn hart genug war: „Gar oft mußte ich da den Kellner spielen. Manchmal kam ich erst um 11 Uhr nach Hause, mußte warten, bis die paar traurigen Gäste von Trinken und Spielen genug hatten. Es waren das unheimliche Nächte für einen zwölfjährigen Jungen. Einmal mußte ich bis spät in der Nacht wirtin; unglücklicherweise hatte ich den Hahn am Faß nicht gehörig zuge dreht, so daß ein gutes Quantum Wein auf den Boden floß. Als man das fatale Ereignis andern Tages dem Vater mittheilte, ward er fürchterlich zornig, so daß meine liebe Mutter und die Geschwister Angst für mich hatten. Schwester Marie begab sich in die Papierfabrik, wo der Vater arbeitete und bat für mich; meine liebe Mutter fütterte meine Kleider um den ganzen Körper mit altem Papier aus, damit die Schläge weniger schrecklich treffen sollten und so ausgerüstet erwartete ich mein Schicksal. Der Vater kam heim, alle drängten sich mit Bitten an ihn; das half und ich kam für diesmal mit der ausgestandenen Angst davon.“ Aber selten ging es so glatt ab; einmal bemerkt er: „Da bekam ich das Seil zur Genüge zu spüren, am Buckel und sonst konnten Abends die blauen Merkmale gesalbt werden.“

Es war also ein hartes und rauhes Leben im Elternhaus. Und rauh, gewaltthätig und gefährlich war auch Spiel und Erholung. Der Rhein und der St. Albanteich gab Gelegenheit zum waghalsigsten Schwimmen, es wurde eifrig geturnt und während der Schulzeit waren besonders beliebt die Kämpfe, die die Jugend verschiedener Quartiere ausfocht.

„Wenn es hieß: „Die Dalbelochlemer kommen,“ so nahm Alles Reißaus. Unsere Waffen waren die Holzschuhe; mit diesen zogen wir aus und nahmen es mit einer ziemlichen Anzahl Meschlemer oder Steinlemer auf. Nicht daß wir nicht auch aufs Dach

kriegten: so einmal in der Malzgasse, wo ein Trupp Steinlemer uns gegenüberstand; dort erhielt ich von einem großen Gegner einen schweren Schlag mit einem Baumstämmchen auf den Kopf, so daß ich die Besinnung verlor. Herr Oberst Stehlin mußte die Parteien dazumal von einander trennen; mich trug man blutend nach Hause.“

Die Beschäftigungen der freien Zeit kamen aber auch zum Teil der Haushaltung zu Gute; so wenn im Rhein oder in der Birs gefischt wurde; „auch war uns,“ sagt Kiefer, „das Stau- chen nicht unbekannt; im Gegenteil machte es uns viel Freude und versorgte unsern Tisch oftmals mit Leckerbissen. Die Lehenmatten und weiter waren unser Gebiet; wir brachten Kartoffeln, Äpfel, Birnen und hauptsächlich Nüsse mit nach Hause, wo wir sie aufspeicherten. Oft genug ist uns der Bannwart nachgezogen: wir schwammen über die Birs und den Rhein hinunter und ließen dem guten Mann das Nachsehen. —

Sonderbar bedünkt es mich heute, daß unsere Eltern solche Räubereien zuließen. Dieses Stau- chen sah man eben damals als nicht verbrecherisch an.“

In solchen Verhältnissen konnte der Schule nur wenig Raum gewährt werden; Kiefers Schulzeit dauerte bis zum vierzehnten Jahre und nachher hat er nie mehr Gelegenheit gehabt, einen systematischen Unterricht zu genießen. Seinen Lehrgang erzählt er folgendermaßen:

„Mit Beginn des fünften Jahres besuchte ich die sogenannte Häfeli- schule und nachher die Schule der Herren Magister Weiß und Djer. Beide Lehrer waren mir lieb, besonders Herr Djer. Mit dem neunten Jahre kam ich in die Realschule (der heutigen Sekundarschule entsprechend), welche ich bis zum zwölften Jahre besuchte. Die Lehrer Wagner, Doudié, Eckert sind mir immer noch in guter Erinnerung. Der erstere, welcher uns Rechnen, Deutsch und Gesang lehrte, war ein guter Schulmeister, etwas streng, aber



Photogravure Meisenbach Riffarth & Co. Berlin.

er unterrichtete gut. Doudié im Französischen dozierte mit Nachdruck den Spruch: Wenn Dich Dein Vater lieb hat, so giebt er Dir die Rute. An Herrn Dr. Eckert hatte ich einen guten Befürworter, oft mahnte er mich und sagte: „Kiefer, was Du in Deinen Kopf kriegen kannst, behalte fest, das wird Dir Niemand mehr nehmen.“ Ich danke es ihm sehr, es war ein guter Rat. Nach Verfluß von drei Jahren wurde mir das Vergnügen zu teil, in die vierte Klasse des Gymnasiums versetzt zu werden, in welcher Klasse uns namentlich Herr Girard gut vorwärts brachte. Herr Rektor LaRoche war mir ebenfalls sehr gewogen, ich danke heute noch für seine Freundlichkeit.“

Der hier erwähnte Uebertritt aus der damaligen Realschule in das Gymnasium war dadurch ermöglicht, daß Rektor LaRoche den beiden Anstalten vorstand, und daß im Gymnasium das Lateinische in jener Zeit freigegeben war. Die Versetzung geschah offenbar als Anerkennung des Fleißes und der Tüchtigkeit, die Kiefer in der Schule bewies, und die Art wie er sie erwähnt, zeigt deutlich die Genugthuung, die er noch später darüber empfand.

In die Schulzeit fällt auch der Konfirmationsunterricht, den Kiefer bei dem Seelsorger der St. Albangemeinde genoß. In reifen Jahren war es ihm oft leid, daß es diesem, damals schon alten Manne nicht gelungen sei, in ihm eine feste religiöse Ueberzeugung zu wecken. Er gestand sich das Bedürfnis eines beruhigenden Glaubens wohl ein, und das immer deutlicher, je mehr ihn schwere Lebenserfahrungen trafen: aber den Formen des kirchlichen Lebens blieb er fremd: einmal weil er nie recht gelehrt worden, sich darin zu bewegen und dann nicht zum Mindesten, weil er sich, eben infolge seiner Unsicherheit, nie an einer bestimmten Richtung anschließen wollte.

Auch die kurze Dauer seiner Schulzeit hat Kiefer später oft beklagt, wenn er sich auch bewußt war, während derselben so viel

als ihm geboten wurde, sich angeeignet zu haben und wenn er auch nie vergaß, daß es für seine Eltern schon ein Opfer gewesen war, ihn so lange am Unterricht teilnehmen zu lassen. Er anerkannte aber stets gerne die Ueberlegenheit von Leuten, die mehr gelernt hatten, als er selbst, wenn sie ihm nur sonst achtbar erschienen, und besonders zu manchen Gelehrten unserer Stadt hatte er ein ganz unerschütterliches Zutrauen.

II.

Im Jahre 1837 trat Kiefer als Lehrling in die Quincailleriehandlung der Herren Konus' & Holzach an der Eisengasse, und damit gleich in den Geschäftszweig ein, dem er sein Leben lang auch in der eigenen Handlung treu blieb. Er berichtet davon, daß er gern dort war, seinen Chef achtete und sich Mühe gab, das Geschäft kennen zu lernen. „Das größte Vergnügen empfand ich im Verkaufe,“ bemerkt er dabei, „was meiner spätern Lebensstellung die Richtung gab.“

Seine Chefs waren wohl mit ihm zufrieden:

„Ich hatte meine Lehrzeit noch nicht ganz beendigt (im siebenzehnten Jahre), als unser Reisender aus dem Geschäft austrat und an mich die Frage kam, ob ich die Reisen übernehmen wolle, als einziger Reisender für die ganze Schweiz und Savoyen. Begreiflich waren meine Kenntnisse in der Branche noch gering, doch mein Chef hatte Zutrauen zu mir, flößte mir Mut ein und ich, „ich fühlte mich.“ Die Sache wurde abgemacht, in einigen Wochen sollte ich meine erste Tour beginnen.

Mein Debut gefiel mir nicht ganz, meine Herren Chefs waren weder Wagenlenker noch Pferdekenner, und es sollte mein Vater mit mir aufsteigen, um mir zu zeigen, wie die Zügel zu handhaben seien, und auf welche Seite man den Fuhrwerken auszuweichen habe. Seine Begleitung ging vom St. Albantbor bis aufs

Ruchfeld, dort nahm er Abschied und überließ mich meinem Schicksal. Meiner lieben Mutter hatte ich zu Hause mein Lebewohl gesagt, und sie entließ mich mit Angst und Thränen und doch auch mit Genugthuung. Vom Ruchfeld fuhr ich glücklich, im Gefühle ein Geschäftsmann zu sein, bis zur Hälfte Weges gegen Reinach; dort zeigten sich eine Anzahl Burgunderwagen, wie solche dazumal üblich waren. Den ersten Wagen passierte ich gut, auch den zweiten und dritten, der vierte karambolierte mir meinen Wagen so stark, daß das Fuhrwerk umstürzte; ich selbst war in der Chaise eingeklemmt, die Musterkarten im Wassergraben, der Schimmel ging mit den „Landen“ davon, den Weg nach Reinach. Ich hatte Mühe unter dem Wagen hervor zu krabbeln, die wackern Fuhrleute richteten meinen Wagen wieder auf, und halfen mir die Musterware sammeln. Was nun in diesem Falle thun? Die Leute um mich herum redeten mir zu, wieder nach Basel zurück zu kehren, was mir aber nicht besonders gefiel. „Lieber nach Neapel,“ meinte ich dazumal, als zurück nach Basel. Nach Verlauf von zwei Stunden brachten wir das Pferd zurück, mit samt den Landen; der Schimmel blutete an dem Bein, und hatte furchtbar Angst. Man flickte das Fuhrwerk und neben demselben hinlaufend erreichte ich gegen Mittag Reinach.

Dort empfing ich schon vom Geschäft aus die Kunde, daß ich sofort umkehren müsse, was mir aber nicht behagte.

Nach verbesserter Reparatur der Chaise und Waschen der Wunde des Pferdes setzte ich meinen Weg nach Laufen fort, woselbst ich wohlbehalten eintraf. Der erste Schreck war überstanden, mein Brevet als Geschäftsreisender hatte ich gelöst. Von da an ging es ganz ordentlich, später gut. Ein Kunde von Bruntrut frug mich vergnügt: *Que veux-tu, mon garçon?* Ganz bescheiden machte ich ihm meine Offerte: *Je suis le voyageur de MM. Ronus & Holzach à Bâle!* Das gab dann ein anderes Bild! — Das

erzähle ich, um zu zeigen, wie jung und klein von Gestalt ich damals war. Nach und nach hat sich die Sache gemacht; so war mein Debut.

Während zehn Jahren, ich hoffe zur Zufriedenheit meiner Herren, besorgte ich nun die Geschäftsreisen. Diese Zeit nenne ich eine interessante Zeit meines Lebens. Ich lernte Land und Leute kennen, vieles habe ich gesehen und erlebt. Das Zutrauen meiner Kunden kam mir in der Folge sehr zu statten, wir wurden mehr und mehr Freunde, und ich habe in ihren Familien manche schöne Stunde zugebracht. Die meisten meiner Kunden sind dahin geschieden, ich habe sie überlebt und blicke dankbar zu ihnen zurück. Ich kann nicht alles erzählen, was ich als Geschäftsreisender erlebt habe; viel schöne und glückliche Tage, auch mitunter trübe und harte, doch bei meiner Gesundheit und meinem Temperament mehr sorgenfreie und heitere.

Welche Freude verursachte meine Heimkehr jedesmal meiner lieben Mutter; mein Seppli, der mich Jahre lang führte, ließ beim Einfahren durchs St. Albanthor sein Posthorn erschallen, und dieses Signal wohl kennend, stieg meine liebe Mutter jedesmal auf den Estrich, mich von weitem zu bewillkommen. Meine Abwesenheit von Basel betrug für eine Reise fünf bis sechs Monate."

Aber nicht nur den Verkauf in der Schweiz hatte Kiefer zu besorgen: sein Unternehmungsgeist fing sich an zu regen und bethätigte sich im Interesse seines Chefs auch außerhalb seines eigentlichen Ressorts:

„Schon seit längerer Zeit," sagt er, „fühlte ich die Notwendigkeit, durch direkte Einkäufe in Paris unser Geschäft zu fördern. Man schickte mich eines schönen Morgens nach dieser Stadt. Drei Tage und drei Nächte brauchte man, um dahin zu gelangen. In der Rotonde mit Auswanderern eingepfercht, kamen wir endlich doch glücklich an. Im Hôtel de France, rue

St. Denis, war mein Absteigequartier. In diesem Hotel versammelten sich jeden Tag hunderte von Kleinfabrikanten und Courtiers, welche die Articles de Paris offerierten. Dieses Feilbieten von allen möglichen Waren, durch verschiedene männliche und weibliche Verkäufer, bestürmte mich Anfänger so ziemlich. Zudem unterließ ich unbegreiflicher Weise nach Hause zu schreiben. Nach Verfluß von drei Wochen glaubte ich genug gekauft zu haben, ich packte meine Siebensachen ein, beförderte Kisten und Koffer nach Basel. Mit etwas erleichtertem Beutel und etwas erschwertem Gewissen kam ich in Basel an. Vorwürfe wurden mir nicht zu Theil, nur über die ausgepackte Ware beklagte sich mein Chef. Ich dagegen war guten Mutes und erklärte alles verkaufen zu können, was ich mitgebracht habe. Das war nun auch der Fall und von da an unternahm ich jedes Jahr die Reise.“

Erholung brachte dem jungen Kaufmanne in der freien Zeit das Turnen und seine Ferien waren der Militärdienst:

„Schon während meiner Schulzeit war ich ein eifriger Turner und betrieb diesen Sport noch viele Jahre. Turnerfreund bin ich heute noch und sehe ich in den richtigen Uebungen eine große Wohlthat für den Körper und den Geist. Einige Lorbeerkränze (Zürich und Basel) wurden mir zugeteilt; was mir besonders ansprach, das waren unsere Turnfahrten, welche jedem jungen Mann und zukünftigen Militär sehr zu empfehlen sind. Turner, welche Turnfahrten mitgemacht hatten, waren beim Militär diejenigen, die am meisten aushielten und die Anstrengungen beim Marsche am besten ertrugen. Ehrenmitglied des schweizerischen Turnvereins zu sein, freut mich auch heute noch. Durch das Turnen lernt man seine Kraft kennen und schätzen, was mir im Leben oft zu gute kam; ein sicherer Blick, ein richtiges Anfassen wird erzielt, nur übertreibe man die Sache nicht; überflüssig sind allzuschwierige Kunstübungen und Kraftanstrengungen. Manche meiner Jugendfreunde, als beste

Turner haben dadurch ein frühes Grab gefunden. Aber durch Schätzung seiner Kraft gewinnt der junge Mann Mut und Ausdauer, was in vielen Fällen sehr nützlich sein kann.“

Gerade das durfte Kiefer damals bei einem Unglücksfall beweisen. Für seine mutige Hilfeleistung erhielt er ein Dankschreiben der Regierung (8. Januar 1844):

„Im „Dalbeloch“ hauste in dem sogenannten Lehiturm (ein viereckiger letzter Turm aus den Befestigungen, zur Oerschen Papierfabrik gehörend) ein altes Mannli in einer Kammer, welche an Dürftigkeit nichts zu wünschen übrig ließ; nach Feierabend kamen gewöhnlich etliche Besucher zu ihm, um den Abend mit Plaudern und Singen bei ihm zu verbringen. Unter seiner Kammer war ein hohler Raum, in der Tiefe aber 10 Fuß Wasser. In einer finstern Nacht wurde an mein Fenster heftig geklopft, mir zugerufen, der Turm, d. h. der Boden von Joggelis Kammer sei eingefallen, mit mehreren Personen zur Tiefe gestürzt, ich möchte doch aufstehen und helfen.“

In wenigen Minuten war ich an Ort und Stelle. Schon waren der Männer, Beamte und Papierer, viele am Platze, aber keiner wagte den Bedrängten zu Hilfe zu kommen. Nach Orientierung und nachdem Stricke, Stangen und Haken zur Stelle geschafft waren, fragte ich die Umstehenden, wer mit mir in die Tiefe von 20 bis 25 Fuß steigen wolle, um mit Hand zur Hilfeleistung anzulegen. Zwei Bursche fanden sich bereit, sie mußten die Stricke halten und ich stieg durch die halbgeborstenen Hausbalken in die Tiefe, eine Laterne ließ mich die armen in Todesgefahr schwebenden Opfer erkennen, und nach mühevoller Arbeit gelang es uns vier Menschen heraufzubefördern; zwei konnten nicht gerettet werden. Wie dankten wir Gott, als wir durch die querliegenden Balken wieder zur Sicherheit kamen.“ —

Seine Tüchtigkeit bewies Kiefer auch im Militärdienst. Als Soldat war er bei seinen Kameraden sehr beliebt und erhielt sich dieses Zutrauen auch später als Offizier bei Untergebenen und Vor-

gesetzten. Aus seinen frühesten Dienstzeiten bewahrte er eine Menge fröhlicher und ernsther Erinnerungen; freilich war auch das schweizerische Soldatenleben um die Mitte des Jahrhunderts noch heiter und gemüthlich genug. Nicht nur unter sich trieben die Soldaten Spaß und Mutwillen, auch den Offizieren gegenüber war manches erlaubt und wurde manches nachgesehen.

Einige dieser Erinnerungen mögen hier ihren Platz finden:

„In der Thuner Kaserne wußte ich einen Weg über das nächste Dach ins Freie und benutzte ihn am Abend nach dem Zimmerappell so oft mich die Lust dazu ankam. Eines Abends erwischte mich ein Offizier und fragte mich, was ich auf dem Dache zu thun habe. Ich antwortete ihm, ich sei Astronom und beobachte den Lauf eines Gestirnes, der Venus. Begreiflich lud er mich ein zurück ins Zimmer zu wandern, was ich als ordnungsliebender Soldat sogleich befolgte. —

Ein andermal, an einem Sonntag, wurde unsere Kompagnie konsigniert, d. h. wir hatten nachmittags alle zwei Stunden Appell. Beim Erblicken eines Wierspänners kam uns die Idee, denselben zum Entwischen zu benützen. Der Kutscher war ein mir befreundeter Mann, Leipzig aus Basel. Wir engagierten denselben, punkt zwei Uhr vor der Kaserne zu sein. Nach dem Appell bestiegen wir den Wagen, unser Solothurner Wachtmeister neben dem Kutscher auf dem Bock, Freund Herport aus Arlesheim als Jäger auf dem Hinterbrett stehend, wir vier Basler bequem in dem Kasten. So fuhren wir von dem Appellplatz vierspännig fort, um um 4 Uhr und 6 Uhr wieder das gleiche Spiel weiter zu treiben. Die Herren Offiziere zeigten ihren Mergel, konnten uns aber nicht bestrafen. Dem Schulkommandanten mißfiel unser Witz weniger, er suchte uns am Abend im Freihof auf und trank ein Glas Wein mit uns; er meinte, für diesmal wolle er die Sache dahin gehen lassen, aber ein zweitesmal sollten wir die Komödie nicht mehr aufführen.“

Dergleichen lustige Streiche hinderten doch nicht, daß daneben die ernste Arbeit auch ernst und eifrig gethan wurde. Kiefer wurde Gefreiter, dann Wachtmeister und als solcher nahm er am Sonderbunds-kriege teil.

„Unser damaliger Hauptmann Paravicini gab uns Allen Freudigkeit und Vertrauen, mit ihm ziehen zu dürfen.

Die hohe Regierung von Basel-Stadt und durch sie Oberst Stehlin nahm unsern Eid in Empfang und nach einigen kräftigen Worten von ihm waren wir in den eidgenössischen Dienst aufgenommen. Einen Vermutstropfen spürten wir Alle: gegen unsere Landsleute kämpfen zu müssen, that uns weh, aber die Pflicht überbot alles, wir fügten uns gerne dem Gebote, Offiziere und Soldaten.

Ich erinnere mich gerne jenes Morgens, als die Batterie abzog, wie viele Freunde und Freundinnen begleiteten uns bis zur Hardt und gar bis nach Bubendorf. Die meisten meiner intimen Freunde dienten bei der Batterie und das gab uns einen festen Halt.“

Die Basler Batterie zog mit den eidgenössischen Truppen vor Freiburg und ging dann nach der Uebergabe der Stadt über Bern und Bremgarten gegen Luzern. Sie wurde aber im Kampfe bei Gislikon nicht verwendet und kehrte nach dem Einzug in die Hauptstadt des Sonderbundes über Zürich nach Hause zurück.

Bald nach dem Feldzuge wurde dann Kiefer zum Offizier befördert, erhielt später die Führung seiner Batterie, mußte aber aus Geschäftsrücksichten die Ernennung zum Major ablehnen. Im Jahre 1860 trat er aus seiner Stellung zurück. Als Dank und Abschiedsgruß übergab ihm die Mannschaft seiner Batterie einen silbernen Becher, den er allzeit hoch in Ehren hielt.

Im Soldatenrock hat Kiefer auch zum ersten Male seine politische Gesinnung bethätigt: durch seine Teilnahme am sogen.

Räppisturm, den 4. August 1845. (Seine Darstellung des Vorgangs ist in der Beilage abgedruckt.)

„Die damalige Geschlechterherrschaft in Basel aufzulösen, den demokratischen Prinzipien mehr Rechnung zu tragen,“ war, wie Kiefer es ausdrückt, das Bestreben der Jungmannschaft. Und wenn der Räppisturm diese Ansichten selbst den Regierenden kaum zum Bewußtsein gebracht hat, so war er doch ein Zeichen kräftigster Reaktion gegen ihr System und das Signal zum offenen Kampf auch im Ratsaal. Kiefer, der Arbeitersohn aus dem „Dalbeloch“ mußte sich dieser Bewegung anschließen, und er that, so jung er war, mit ganzem Herzen gethan. Zwar, wie der Räppisturm selbst ein Aufbrausen der empörten Leidenschaften war, bei dem der Ueberlegung wenig Raum blieb, ist auch Kiefer in jenen Jahren oft unvorsichtig und leidenschaftlich genug gewesen.

So wetterte er einmal auf der Reise in dem damals so unruhigen und erbitterten Luzern gegen die konservative Regierung des Kantons. Einige Tage vor dem Räppisturm, am 19. Juli, war Ratsherr Leu in Eberhol, der Führer der luzerner Ultramontanen ermordet worden, und die Untersuchung, die von einem erbitterten Parteigänger des Ermordeten geführt wurde, war manchem Unbeteiligten gefährlich. Am 12. Dezember kam Kiefer wiederum nach Luzern und wurde sofort verhaftet.

„Aus dem Hotel zum Köppli wurde ich auf die Polizei transportiert, von einem Polizeilieutenant mit den Worten angefahren: „Wie heißen Sie? Was treiben Sie in Luzern?“ Meine Antwort erfolgte sofort, ich sei für das Haus Ronus in Basel in Geschäften hier. „Ich will es kurz mit Euch machen, Ihr seid am Leuenmord beteiligt,“ so schnauzte mich der Lieutenant an. „Ich glaube, Sie sind verrückt,“ entgegnete ich, worauf mir ein Arrestzimmer angewiesen wurde, aus dem ich nach Verfluß von einigen Stunden durch Landjäger in mein Hotel zurück transportiert wurde.

In meinem Zimmer eingeschlossen, bewachte mich die Polizei; nach Verlauf eines Tages ward mir der Befehl, schleunigst den Kanton Luzern zu verlassen, welchem Gebote ich auch Folge leistete. Etwa zehn Jahre nach diesem Ereignisse erhielt ich von Luzern einen Brief mit einer Beilage, auf welcher geschrieben war: G. Kiefer von Basel, dormalen in Luzern, ist des Leuenmordes verdächtig. sign. H.

Die hohe Regierung in Basel verwendete sich für Kiefer. Von Luzern wurde sie aber beschieden, Kiefer sei ohne Handelspatent gereist und habe im Sommer versucht, „das Volk aufzuwiegeln.“ Es bleibe bei der Ausweisung. So machte sich der junge Kiefer zuerst in der Deffentlichkeit bemerklich; die Gesinnung war gut — kein Wunder, daß seine Freunde auf ihn zu zählen begannen. „Eine Folge dieser Begebenheiten war, daß man meinen Chef zumutete, mich aus meiner Stelle zu entlassen, was mir persönlich weniger schwer gefallen wäre; meine Chef aber wiesen diese Zumutung ab.“

III.

Georg Kiefer war 26 Jahre alt und diente seit 12 Jahren dem Hause Komus & Holzach, als ihm seine Stelle in diesem Geschäft nicht mehr seinen Leistungen zu entsprechen schien. Sein Chef hatte ihm schon vor zwei Jahren die Prokura in Aussicht gestellt, konnte aber sein Versprechen nicht erfüllen und so kündigte Kiefer mit der Absicht, ein eigenes Geschäft zu gründen:

„Wahrscheinlich glaubten meine Chef nicht an ein solches Vorgehen,“ erzählt er, „besonders da ich nur wenig Mittel hatte. Während meiner Reisen legte ich 3000 Fr. zurück, wahrlich ein bescheidenes Vermögen, um gegen die Konkurrenz des bedeutendsten Hauses in dieser Branche zu kämpfen. Auf dem Fischmarkt im Hause der Witwe Munzinger richtete ich mein Magazin ein. Von meinem Bruder Jakob erhielt ich ebenfalls 3000 Fr. und mit diesen

6000 Fr. fing ich das Geschäft G. Kiefer an (14. Juli 1849). Meine Schwester Helene besorgte mit der größten Treue das Innere und den kleinen Detail; wohlwollende Leute unterstützten mich durch ihre Einkäufe, so daß der Anfang ganz ordentlich wurde. Mit dem Baren von 6000 Fr. reiste ich nach Paris, kaufte mir wohlbekanntere Waren, im Koffer verpackt brachte ich solche nach Hause. Diese Waren nahm ich sofort auf meine Verkaufszreise mit, meine Abnehmer und Kunden waren so freundlich, mir Alles in kurzer Zeit abzukaufen. Sobald der Verkauf vollendet war, erneuerte ich das Experiment vier oder fünf Mal. Der Anfang war überstanden, ich fühlte aber wohl, daß nur meiner Persönlichkeit zuliebe die Kunden diese Käufe gemacht hatten. Ich mußte auf Aenderung bedacht sein; es konnte nur durch Vorweisung von Mustern, wie früher, ein regelmäßiges Geschäft erzielt werden. Eine Hilfe erhielt ich an Freund Bienz, der als Comptable und später als Associé in mein Geschäft eintrat. Nun ging es langsam vorwärts. Das erste Jahr ergab schon einen kleinen Gewinn, das zweite einen bessern. An Arbeit fehlte es uns nicht, wohl aber an Platz, da das Geschäft sich ordentlich vergrößerte. Ich war viel auf Reisen, trachtete zu verkaufen, was mir auch wohl gelang.“

So stand Kiefer jetzt auf eigenen Füßen und nun dachte er auch bald daran, sich einen Hausstand zu begründen. Er berichtet ganz kurz:

„Auf den verschiedenen Reisen machte ich in Marau im „Wilden Mann“ die Bekanntschaft von Cécile Bär, welche mir als tüchtige und verständige Dame einleuchtete. Ich erhielt ihr Jawort und kurze Zeit darauf war sie meine liebe Hausfrau. Unsere erste Reise ging nach Paris, wo die Hochzeitsreise mit dem Einkauf fürs Geschäft verbunden wurde.“

Die Trauung hatte am 8. September 1851 in Gelterkinden stattgefunden. Cécile Bär war am 19. Februar 1826 in Marau geboren als älteste Tochter von J. Bär und Marie geb. Hofmann.

Sie hatte eine reiche und gründliche Bildung genossen, die ihr außergewöhnlicher Verstand ihr ganzes Leben hindurch wohl zu verwerten wußte, und die später ihrem Manne sehr zu gute kam. Von Hause aus war sie an ein arbeitsames Leben gewöhnt; sie hatte ihren Eltern, die den damals hochangesehenen, für den Fremdenverkehr wichtigen Gasthof zum „Wilden Mann“ in Arau betrieben, wacker geholfen und war so durchaus vorbereitet, auch in ihrer Ehe viel Arbeit und Mühe zu finden. Ihre sechs Kinder erzog sie mit aufopfernder Liebe, mit Festigkeit und Umsicht. Und im Geschäft ihres Mannes wurde ihre Hilfe bald unentbehrlich: „Durch sie ist der Detail auf guten Fuß gekommen. Und wie räumte sie die Neujahrsartikel ein!“

Daneben fehlte ihr auch nicht der Sinn für die übrigen geschäftlichen Unternehmungen ihres Mannes und der Ueberblick über die gesamte Lage der Handlung. Und mit Rat und That unterstützte sie ihn in seiner öffentlichen Thätigkeit. Der Verstand beherrschte bei ihr das Gefühl und ihre treue Liebe für Mann und Kinder zeigte sich am meisten in unermüdlichem Arbeiten und Denken für sie. So war sie durchaus die Frau, die Niefer brauchte, die sein stürmisches Temperament in ruhigen und nützlichen Bahnen zu halten vermochte, ohne ihn unklug zu beschränken. Er hat es ihr mit unbegrenzter Liebe und Verehrung vergolten und hat sich ans Leben und Handeln mit ihr so gewöhnt, daß ihr Verlust ihn beinahe brach zu legen schien. —

Seine Mutter hat die Selbständigkeit des Sohnes nicht mehr erlebt; sie starb schon im Jahre 1844 und der Vater folgte ihm im Jahre 1855. Auch von seinen Geschwistern und Verwandten starben mehrere; bald dann sein Schwiegervater. Seine Schwiegermutter nahm er in sein Haus auf, wo sie, eine mehr als neunzigjährige Frau, bei Enkeln und Urenkeln noch heute rüstig lebt.

Inzwischen wuchs mit den Jahren das Geschäft: vom Fischmarkt zog man auf den Marktplatz (neben den roten Turm); dort hielt die junge Frau ihren Einzug; der erste Associé verließ das Geschäft 1859 und an seine Stelle trat Herr B. Salis-Kern, der das „Departement des Innern“ zu Kiefers größtem Dank besorgte und dem Geschäfte bis über Kiefers Tod hinaus treu geblieben ist.

Nach kurzer Zeit wurde durch die weitere Vergrößerung der Handlung ein neuer Umzug nötig: Kiefer erwarb das Haus Freiestraße Nr. 23, das vorher die Bank in Basel beherbergt hatte. Hier ist wenigstens ein Teil des Geschäftes bis heute geblieben. Die Räume des obersten Stockwerks, die nun auch beinahe alle von den Warenvorräten in Anspruch genommen sind, dienen der Familie zur behaglichen Wohnung.

Immer blieb die Pariserreise ein wichtiger Bestandteil des Geschäftsbetriebs. Neben den gewöhnlichen Einkäufen wurden da anfangs auch bestimmte Aufträge der Basler Kunden ausgeführt, was nach und nach immer mehr Artikel in den Geschäftsbereich zog. Ähnlich ging es mit den Erzeugnissen der deutschen Industrie, die seit Langem ebenfalls auf jährlichen Reisen aufgesucht werden.

Die Verschiedenheit der Waren machte in den achtziger Jahren eine Teilung des Geschäftes nötig und damit ging ein lang gehegter Wunsch Kiefers in Erfüllung: ein Haushaltsgeschäft zu errichten, das möglichst vollständig die Gegenstände des häuslichen Bedarfs dem Publikum darbieten könne. — Von Anfang an hatte endlich Kiefer wie seine früheren Chefs einen Engroszhandel in der Schweiz betrieben, der sich der allgemeinen Entwicklung des Geschäftes entsprechend mit der Zeit vergrößerte.

Immer aber gingen neben dem eigenen Geschäfte alle möglichen andern Unternehmungen her; es wird von ihm erzählt, daß er auf Reisen nicht, wie Andere, gelesen habe, sondern immerfort mit Plänen und Projekten beschäftigt gewesen sei. So hatte

er die Grismyler Strickwarenindustrie kennen gelernt, die vom dortigen Pfarrer, seinem Freunde, wenig schwungvoll betrieben wurde. Bald nachdem er sich etabliert hatte, trat er auch in dieses Geschäft ein, und verkaufte auf seinen ersten selbständigen Reisen neben Portemonnaies, Scheeren und Kämmen auch gestrickte Kindermäntel und Häubchen. Seine Schwester und ihr Mann übernahmen dann dies Geschäft, das heute dem ganzen Thale Hausarbeit giebt.

Später plante er einmal eine Uhrenfabrik, die ihm seinen Bedarf liefern sollte und betrieb eine Zeitlang in Basel, allerdings ohne Erfolg, eine Hästlifabrik und eine Kammfabrik im St. Albanthal. Seit der Zeit, als er für Komus & Holzach reiste, hatte ihn der Plan eines Kommissionshauses in Paris beschäftigt. Seine Chefs wollten darauf nicht eingehen, er aber verfolgte nach seinem Austritt die Sache weiter, fand in Paris einen Associé in Herrn J. Aubert, der die dortige Geschäftsleitung übernahm, „nach Verfluß von 10 Jahren war die Firma G. Kiefer & J. Aubert eine geachtete.“ Sie betreibt hauptsächlich den überseeischen Export französischer Waren. Dieses und das Basler Geschäft nennt er seine „schönsten und besten Arbeiten.“

Seine nahen Beziehungen zu Landammann W. Wigier von Solothurn und die Vermählung seiner Schwester und einer seiner Töchter mit Solothurnern brachte ihn auch mit dortigen industriellen Unternehmungen in Verbindung. Der von seinem Schwiegerjohn K. Wigier gegründeten blühenden Portlandcementfabrik in Luterbach brachte er nach dessen frühem Tode das thätigste Interesse entgegen, und „als vor einer Reihe von Jahren überall ein Suchen nach Industrie in der Schweiz am Platz war und auch in Solothurn das Bedürfnis nach industrieller Bethätigung fühlbar wurde,“ bemühte er sich mit Wigier zusammen um die Ausnützung der Thonlager in Nedermansdorf, die lange Zeit nur noch ganz mangelhaft war betrieben worden. Es gelang ihm auch hier, einem soliden

Geschäfte den Weg zu ebnen. Das rührendste aber war seine Bemühung um die Gerberei seines zweiten Schwiegersohnes A. Im Hof in Brombach, die nach vielen schweren Jahren eben anfang aufzublühen als der Vater starb. Dieser glaubte nun trotz seines mangelnden technischen Verständnisses dort kräftiger denn je eingreifen zu müssen, und er hat sich in seinen letzten Jahren noch auch in das Technische der Lederbereitung mit seiner unendlichen Energie hineinzuarbeiten gewußt.

Auch dem jüngsten Schwiegersohne stand er in dessen geschäftlichen Unternehmungen mit Rat und That zur Seite, während der älteste J. Frey, und später der vierte und der einzige Sohn in eigenen Geschäfte ihn unterstützten. Frey war als Lehrling ins Geschäft getreten und brachte es in unermüdlicher Arbeit zum Associé seines von ihm unendlich verehrten Chefs. Dreiundvierzig Jahre hat er der Handlung angehört. —

So war Dieser auch als Geschäftsmann der Mittelpunkt seiner Familie.

Eine Menge anderer Unternehmungen erfreuten sich seiner Mitwirkung; die angeführten werden genügen, um ein Bild von seiner umfassenden und verschiedenartigen Thätigkeit zu geben; es gereicht ihm aber zur höchsten Ehre, daß er trotz dieser Ueberfülle geschäftlicher Interessen, denen er sich jeweils und dauernd mit voller Kraft gewidmet hat, trotzdem Sinn und Zeit behielt, auch für seine Vaterstadt zu sorgen und zu denken.

IV.

Die politische Gesinnung Diefers kam schon beim „Käppisturm“ energisch zum Vorschein.

Ein unbedeutender Anlaß hatte damals die Erbitterung des „namenlosen Volkes“ gegen das Geschlechterregiment gefährlich ausbrechen lassen, und den Kampf begonnen, bei dem den Angreifern Recht und Verfassung zur Seite standen.

Denn „alle Vorrechte der Geburt, Person oder Familie“ waren im Grundgesetz des Kantons ausgeschlossen und es galt nur die Gewohnheit zu brechen, nach der alle frei gewordenen Aemter wieder aus denselben Kreisen (denen, die in der Revolution an der Spitze des Staates gestanden hatten) sich ergänzten.

Diese Gewohnheit hatte durch die lange Dauer fast das Ansehen eines Rechtes erlangt, umsomehr, als eben die regierenden Familien außer der Tradition noch eine viel stärkere Macht für sich hatten — das Geld. Die Regierungsstellen waren nicht bezoldet: es war also nicht jedermanns Sache, sie zu versehen, und dazu kam eine starke persönliche Abhängigkeit der Bevölkerung von den reichen Fabrikantenfamilien, die nicht nur deren Arbeitgeber, sondern oft auch ihre Banquiers waren.

Die starke demokratische Bewegung, die seit den dreißiger Jahren wieder durch Europa ging, ließ aber auch Basel nicht unberührt. Es bildete sich eine erst unorganisierte, bald geschlossene radikale Partei, die ihren Anspruch auf Teilnahme an der Regierung eben auf den Verfassungsartikel von der Gleichheit der Bürger zu stützen vermochte.

Sie war im Großen Rat von 1847 schon mit etwa 30 Mitgliedern vertreten und wuchs immer mehr an Bedeutung, besonders da sie in manchen Bestrebungen von einer vermittelnden Partei (dem sogen. Justemilieu) unterstützt wurde.

Die damaligen Ziele waren ungefähr das, was mit der jetzigen Verfassung erreicht ist:

Das Direktorialsystem in der Regierung (bezahlte Regierungsräte statt der unbezoldeten „Magistrate“); Volkswahl für möglichst viele Beamtungen; Beteiligung der Wähler auch bei der Gesetzgebung; dann Gewerbefreiheit (deren Einführung noch in der Verfassung von 1847 (§ 11) ausdrücklich verboten war; die Stadterweiterung und Stadttöffnung durch Niederreißen der Ringmauern

und Auffüllen der Gräben; enger Anschluß an die Eidgenossenschaft, das war der Zustand, der von der radikalen Partei seit langen Jahren ersehnt und in heißem Kampfe errungen worden ist.

Kieser hat in diesem Kampfe wacker mitgestritten. Schon im November 1854 in den Großen Rat gewählt, dem er bis zu seinem Tode ununterbrochen angehört hat, war er dort eine Stütze seiner Partei. Deren Führer, Klein und Brenner, waren ihm zwar persönlich wenig angenehm. Brenner schätzte er als ernstern Patrioten der es gut meinte, „aber einige ihm anhaftende Eigenschaften hielten mich etwas fern von ihm.“ Klein aber war ihm zu rücksichtslos und zu rauh.

Kieser selbst ist nie an die erste Stelle getreten, er hätte auch nicht die Eigenschaften dazu gehabt. Vor allem fehlte ihm die unbedingte Hingabe an das Parteiinteresse, wie sie der Führer einer Richtung, die rasch zur Herrschaft gelangen will, notwendig haben muß. So ging er von jeher in Personenfragen oft seine eigenen Wege; er bedauerte hier manchmal die Kurzsichtigkeit seiner Gefinnungsgeossen. Personenfragen waren es denn auch, die ihn endgültig von jenen scheid. Zur Sache aber hat er immer gestanden, und war als einer der entschiedensten seiner Richtung bekannt. „Es war ein wohlthuendes Ringen für uns jüngere Männer“ schreibt er, und freute sich herzlich des Vielen, was sie erreicht. Es war auch wirklich ein schöner Erfolg und ein großes Verdienst der freisinnigen Partei in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren, es dazu gebracht zu haben, daß das vorher so starre Basel mit der gesunden Entwicklung anderer Stände Schritt hielt, ja sie teilweise überholte. Kiesers Anteil an dieser Arbeit kann nicht mehr genau festgestellt werden; sicher ist nur, daß er sich im Kreis der Parteigenossen und im Ratsaal häufig vernehmen ließ und dann sein Wort etwas galt. Doch war er kein gewandter Redner, und auch wenn er sich vorbereitet hatte, mangelte oft die

Klarheit des Ausdrucks und Beherrschung des Stoffes. Deshalb beschränkte er sich meistens auf „Bemerkungen“ und „Anregungen“ deren Verarbeitung er andern überlassen mußte. Das läßt sich durch seine gesamte öffentliche Thätigkeit verfolgen und es wird sich später noch Gelegenheit ergeben, darüber ausführlich zu sprechen.

Kiefer entging dem Schicksal nicht, das viele Parteimitglieder im Alter zu treffen pflegt, die Entfremdung von den bisherigen Gesinnungsgenossen. Er selbst schreibt, er habe ihren egoistischen Erbheiten und ihren einseitigen Anschauungen nicht mehr beipflichten können, es habe geschienen, „als ob eine Cliqueherrschaft, ähnlich wie das frühere Herrenregiment, nur jetzt in entgegengesetztem Sinne, Meister sein wolle.“ Die jungen Führer zürnten wegen jeder abweichenden Meinung, und auch der Ton in dem gesprochen, und die Art mit der agitiert wurde, verletzte viele der älteren Leute. Diese hingegen waren milde geworden, sie hatten auch die Ziele ihrer Jugend verwirklicht gesehen; bei Kiefer kam vielleicht unmerklich in Betracht die Verbesserung seiner sozialen Stellung, die sein großartiges Geschäft ihm gebracht hatte; so erfolgte der förmliche Austritt Kiefers und einer Anzahl seiner Freunde aus dem Verein liberaler Großräte Ende der achtziger Jahre.

Die Trennung schien eine Zeitlang heilbar zu sein, aber ein Versuch der Wiederannäherung mißlang. Die Ausgetretenen, Kiefer voran, bemühten sich um die Bildung einer unabhängigen Mittelpartei, die aber auch nicht zu Stande kam und so standen sie allein. „Diesen Unabhängigen,“ schreibt Kiefer, „wurde von ihren ehemaligen Parteigenossen ein harter Stand bereitet; sie wurden in Acht und Bann gethan, von einer Wahl in den Großen Rat durfte keine Rede mehr sein. Trotzdem fand die Mehrheit der Bevölkerung für zweckmäßig, uns je und je wieder zu wählen.“

So ist denn Kiefer bis zu seinem Tode Mitglied dieser Behörde geblieben. Im Mai 1893 eröffnete er als Alterspräsident

die neue Periode der Sitzungen mit einer Rede, welche die Errungenschaften der 39 Jahre übersieht, während deren er dem Großen Räte angehörte.

In dessen Kommissionen hat er wenig geessen: 1868 und 1873 wurde er in die Kommission zur Prüfung der Staatsrechnung gewählt, und 1893 in die Eisenbahnkommission, worüber im nächsten Abschnitt Näheres berichtet wird. Ferner gehörte Dieser dem Großen Stadtrat (späteren Weiteren Bürgerrat) an von 1855 bis zu seinem Tode; hier hat er von jeher die furchtbare Engherzigkeit in den Bürgeraufnahmen beklagt und — freilich mit wenig Erfolg dagegen zu kämpfen versucht; von dieser Behörde wurde er 1867 in die Waisenhausinspektion gewählt und blieb darin bis zu seiner Abbitte 1884. Sodann war er von 1862—1866 Kriminalrichter, ein Amt, das ihm oft recht schwer wurde und dessen er sich so rasch wie möglich entledigte. Er erzählte später oft, als einmal ein paar Bursche wegen schweren Diebstahl verurteilt werden sollten, weil sie einen Fischkasten erbrochen und geplündert, habe er zum Präsidenten gesagt: da kann ich nicht richten, — ich hab's selbst mehr als einmal gethan.

Als eidgenössischer Geschworener trat er nie in Funktion.

Endlich mag erwähnt sein, daß er im Jahre 1887 auch als Kandidat für den Nationalrat in Frage kam. Allerlei Rivalitäten verhinderten die ernstliche Aufstellung. —

In der eidgenössischen Politik hat er sich seltener öffentlich ausgesprochen. Die hauptsächlichste Ausnahme, seine Beschäftigung mit Zollfragen, soll in anderm Zusammenhange behandelt werden.

Eine Angelegenheit aber, die ihn und mehrere seiner Freunde eine Zeitlang ernstlich bewegte, darf hier nicht übergangen werden: es ist die Wiedervereinigung von Stadt und Land.

Schon im Jahre 1861 hatte alt-Ratsherr S. Minder-Merian diesen Gedanken im Großen Rat der Stadt ausgesprochen. Bevor

man aber an die Verhandlung ging, kam von Liestal ein troziges „Niemals.“

Zu Stadt und Land aber ruhte trotzdem der Gedanke nicht, und im Jahre 1873 gab die provisorische Verfassungsrevision in Basel-Stadt wiederum Anlaß zur Besprechung. Stadtschreiber Gottlieb Bischof, Oberst Adam Bieder, Dr. Heimlicher, Dr. G. Wackernagel und Kiefer setzten sich mit einer ganzen Anzahl angesehenen Landschäftler in Verbindung und fanden bei ihnen Zustimmung. Es waren darunter Dr. A. Baader aus Gelterkinden, Müller Högler von Laufen, Bieder von Langenbruck, Herport von Arlesheim und Pfarrer Breitenstein in Binningen.

Die neue Verfassung des Stadtteils sollte möglichst mit der der Landschaft in Uebereinstimmung gebracht werden, damit um so leichter eine Verständigung erreicht werden könne. Seit 1873 wurde still gearbeitet; der Plan sollte, bis feste Programmpunkte vereinbart und die Führer der Parteien verständigt seien, im Kreis der Vertrauten bewahrt bleiben. Es mag interessieren zu erfahren, wie man sich die Gestaltung der Dinge ungefähr dachte:

Der Sitz der Regierung (von wenigstens 7 Mitgliedern) ist in Basel. Die Regierungsräte sind besoldet und stehen einzelnen Departementen vor. Der Sitz des Obergerichts ist in Liestal. Die Gemeinden sind selbständig. Die Staatsschulden des Kantons Basel-Stadt übernimmt (ebenso wie dessen verzinsliches Vermögen) die Stadtgemeinde, ihr werden die öffentlichen Gebäude und Anlagen, die Gemeindegewerke dienen (wie Primarschulhäuser etc.), zu Eigentum überlassen. Die Einkommensteuer wird städtisch. Die andern Steuern werden in jedem Kantonsteil nach den bisherigen Gesetzen für den Staat erhoben. Die Schulen sind staatlich. Beiträge der Gemeinden bestimmt das Gesetz; sie sind unentgeltlich. Die Universität bleibt als Korporation bestehen. Besoldungen der Professoren trägt der Staat, Unterhalt und Erstellung von Gebäuden die Stadt,

Schulgut und Kirchengut sind in beiden Kantonsteilen auszuscheiden. Das erstere kommt in staatliche Verwaltung, das zweite wird für die reformierten Konfessionsgenossenschaften unter Aufsicht des Staates verwendet. Das Birsack behält seine Sonderstellung im Kirchen- und Schulwesen, bis es Aufhebung desselben verlangt. Es sollen bei der Bundesbehörde Schritte gethan werden, daß der eidg. Waffenplatz in Liestal verbleibe.

In dieser Weise dachte man sich eine Wiedervereinigung möglich und glaubte sie auch für den Fall weiterer Centralisation der Schweiz von Vorteil.

Die Ausführung des Planes wurde aber von Grund aus dadurch vereitelt, daß er plötzlich in den Zeitungen als konservative Intrigue gegen die Verfassungsrevision verdächtigt wurde. Die Beteiligten gaben unter solchen Umständen ihre Bemühungen auf, nicht ohne die Art ihres Vorgehens noch einmal öffentlich dargelegt zu haben.

Schließlich darf auch noch eine Episode angeführt werden, bei der Kiefer sogar in auswärtige Politik eingzugreifen versuchte. Er war während der Kommune in Paris 1871 nach der unglücklichen Stadt gereist und verblieb dort während sechs Wochen um seine Geschäfte abzuwickeln.

Er hat während dieser Zeit viel schreckliches gesehen, aber auch vielen Heldenmut im Glend. Er bedauerte tief das unglückliche, von gewissenlosen, ungebildeten und erbitterten Leuten geführte Volk. Mit Entriistung sah er die Vendomesäule fallen; einen Offizier traf er in Frauenkleidung sich flüchtend. Als im Mai der Sturm durch die Parisailler Truppen bevorstand, wurde er von einigen Parisiern aufgefordert, sich mit ihnen zum schweizerischen Gesandten, Dr. Kern zu begeben, und ihn um seine Vermittelung bei Thiers anzufragen. Das geschah denn, aber Kern erklärte, es sei ihm jede Einmischung in die Pariser Wirren untersagt, und so entschloß man sich, einen

der Chef der Kommune, den Vorsteher des Kriegswesens, Delescluse, aufzusuchen. Delescluse, ein Fanatiker der Revolution, soll ihnen das berühmt gewordene Wort gesagt haben: „Plutôt je ferais sauter Paris dans l'air que de me rendre aux Versaillais.“ Bitten und Thränen fruchteten nichts, die Deputation wurde weggeschickt, ohne etwas zu erreichen. Paris verfiel seinem schrecklichen Schicksale. —

V.

Neben der politischen Entwicklung lag Kiefer das Ergehen Basels als Handels- und Industriestadt ganz besonders am Herzen. Gelegenheit zur Thätigkeit in dieser Richtung gaben ihm die Verhandlungen des Großen Rates, die des Gewerbevereins, dem er seit dessen Gründung (1867) angehörte, und des Handels- und Industrievereins. 1884 wurde er durch Kooptation in die Handelskammer gewählt, und diese Ehre war ihm wertvoll als Anerkennung seiner Arbeit und der Handelskammer nützlich, da sie durch ihn ein tüchtiges, eifriges Mitglied und zugleich mehr Anschluß an die Regierung gewann. — Ueberall wo Kiefer über Ansichten des Handwerks, des Handels und der Industrie sich auszusprechen hatte, legte er das Hauptgewicht auf Arbeitsamkeit, Energie, Sparsamkeit, und Geschäftskennntnis, als die wichtigsten Faktoren für das Fortkommen in jedem Berufe. Er hatte die Macht dieser Faktoren selbst kennen gelernt, vergaß aber, bescheiden wiederum seiner selbst gedenkend, nicht hinzuzufügen, man müsse auch Glück haben, und wünschte und gönnte es jedem, dem das andere nicht fehlte. Freilich, wer nur dem Glück sich vertrauen wollte, hatte nicht seine Sympathie; so waren ihm die Börsen- und Wechselgeschäfte zuwider und er hat oft davor gewarnt.

Als Grundlage für Fach- und Geschäftskennntnis erschien ihm die Schulbildung und wesentlich aus diesem Interesse bemühte er

sich um die Hebung unsrer öffentlichen Unterrichtsanstalten. „Für die Universität wird hier genug gethan,“ schrieb er einmal; gründlicher Elementar- und Sekundarunterricht war ihm wichtiger. Diesen allen Kindern unentgeltlich angedeihen zu lassen, hielt er für die Pflicht des Staates. Deshalb bekämpfte er die unentgeltliche Armenerschule, die den Eltern als eine Wohlthat biete, was sie als ihr Recht verlangen dürften und die die Klassenunterschiede nur verschärfe. Eben diesem zu begegnen, forderte er — was hier vorgreifend schon erwähnt sein mag — bei der Beratung des Schulgesetzes im Jahre 1877 daß auch die „Humanisten“ während drei Jahren die Sekundarerschule zu besuchen hätten. Die Kinder aller Bevölkerungsschichten sollten so lange wie möglich beieinanderbleiben; ein Grundsatz, dem man jetzt, wo Privatschulen wieder mehr zu beliebigen scheinen, neue Beachtung schenken dürfte.

Kieser hatte sein Interesse am Schulwesen auch durch eine amtliche Stellung zu bethätigen; er gehörte von 1863—1875 der Inspektion der Mädchengemeinschaften an.

Für die weitere Ausbildung des jungen Kaufmanns und Gewerbetreibenden verlangte er als besonders wichtig, ja unumgänglich, das Reisen; dem „Schulack,“ den sich der Jüngling zu Hause erworben, stellte er gerne den „Gesellenack“ gegenüber, den er durch Umschau und Arbeit in der Fremde sich fülle. Er sah es besonders für das hiesige Handwerk als ein Unglück an, daß man sich oft so schnell festsetze; ja er war fest überzeugt, daß auch der angeessene Meister nur dadurch sich auf der Höhe halten könne, daß er sich von Zeit zu Zeit nach dem „was schön ist und was gefällt,“ in großen Centren umsehe.

Ein besonderes Verdienst hat er sich erworben durch die Anregung der Lehrlingsprüfungen im Gewerbeverein. In einem Vortrag, den er im Jahre 1869 in dessen Mitte hielt, empfahl er diese als ein besonders wichtiges und geeignetes Mittel zur Hebung

des Handwerks. Es dauerte einige Zeit bis er mit seiner Idee durchgedrungen war, allein die Einrichtung bewährte sich schon beim ersten vielbemängelten Versuche, und „steht nun in der ganzen Schweiz auf festen Füßen.“

Sie ist bemerkenswert nicht nur wegen ihres materiellen Nutzens, sondern auch besonders dadurch, daß in ihr ein eigentlich zünftlicher Gedanke den Bedürfnissen der modernen Produktionsweise angepaßt wurde.

Lange und eifrig hat sich Kiefer im Gewerbeverein weiter bemüht um das Zustandekommen des Gewerbemuseums. Er wurde Präsident der dafür thätigen Kommission und freute sich sehr über das Gelingen des Werkes, obwohl ihm schließlich für seine Arbeit mit bösem Undank gelohnt wurde.

Am liebsten aber erinnerte er sich aus der Zeit seiner Arbeit im Gewerbeverein an die Basler Ausstellung von 1877, deren Präsident er war. Seit der Gründung des Vereins hatte man sich mit dem Gedanken einer Ausstellung beschäftigt, aber mannigfache Schwierigkeiten hatten die Ausführung gehindert. Es gelang dann endlich, weitere Kreise zu interessieren und eine Kommission, die nicht mehr ausschließlich aus Mitgliedern des Vereins bestand, nahm sich mit Eifer der Sache an. Kiefer war zur Leitung dieser Kommission befähigt schon durch seine ausgebreitete Warenkenntnis die sein Geschäft ihm vermittelte, und weiter kamen ihm zu gut die Erfahrungen, die er als Jurymitglied der Wiener Welt-Ausstellung von 1873 gemacht hatte: da war er bei Kollegen und Behörden hochgeschätzt, und er berichtet mit Stolz, sein Einfluß sei maßgebend gewesen.

Die Basler Ausstellung wurde in den Räumen des Stadtkasinos, des Musiksaals und auf dem Barfüßerplatz abgehalten. Sie bot ein Bild des Gewerbefleißes in Stadt und Landschaft und zeigte auch die Leistungen und Einrichtungen der hiesigen Schulen und die Höhe der Basler Kunst.

Kiefer erwuchs aus der Organisation viel Arbeit und Mühe; es wurde ihm aber auch Anerkennung in reichlichem Maße zu teil. Die Aussteller drückten ihm ihren Dank aus durch die Ueberreichung eines kostbaren und kunstvollen Bechers. Der Gewerbeverein ernannte ihn zu seinem Ehrenmitglied. Am Meisten aber fühlte er sich belohnt durch das Gelingen des Werkes selbst. Was er davon erhofft hat, war das, was seiner ganzen Thätigkeit im Gewerbeverein als Richtschnur diente: die Förderung der baslerischen Gewerbe, hier durch unbefangene Vergleichung und Würdigung ihrer Leistungen.

Später war er noch mehrere Male bei Ausstellungen thätig; so wieder als Juror bei der Weltausstellung in Paris 1878 wo ihn aber seine Thätigkeit weniger befriedigte. „Meine Kollegen,“ schreibt er, „fast alles Pariser, hatten wenig Verständnis für ihre Aufgabe, und zeichneten sich als Ehrenkübel aus.“ Bei der Landesausstellung in Zürich endlich war er Mitglied der schweizerischen Ausstellungskommission und Vorsteher einer Gruppe.

Sein Bericht über die Pariser Ausstellung an das eidgenössische Handels- und Landwirtschaftsdepartement gab ihm Gelegenheit, über die Wünschbarkeit der Einführung neuer Industrien in der Schweiz sich auszusprechen und dies später in einem von derselben Behörde erbetenen Gutachten noch ausführlicher zu begründen. Bürstenbinderei, Korbflechterei, Fabrikation von Messerschmiedwaren und Glacehandschuhen schienen ihm Industriezweige, die in der Schweiz gedeihen könnten. Er wußte wohl, daß alle schon bei uns bestehen; er dachte sich aber die Herstellung dieser Waren als je in einer Gegend vorherrschend, die ganze Bevölkerung ernährend (so viel wie möglich durch Hausarbeit), wie die Strickwarenfabrikation um Crismyl und die Bandweberei im Baselland die Grundlage des Wohlstands für diese Gegenden geworden sind.

Er machte, wie schon erwähnt wurde, selber Versuche dieser Art, die ihm freilich wenig geglückt sind. Er überzeugte sich aber von

der Notwendigkeit, mit vereinten Kräften sich um die Sache zu bemühen. So sprach er im Jahre 1881 darüber im Gewerbeverein und im folgenden Jahr wendete er sich an den Handels- und Industrieverein mit der Bitte, durch eine Kommission diese Frage studieren zu lassen, denn er fürchtete, unsere Stadt und unser Land möchten im Weltverkehr an Bedeutung abnehmen, wenn nicht alle Kräfte angespannt würden, sie zu erhalten. Auch den Handel Basels sah er in dieser Gefahr, und regte deshalb in der gleichen Sitzung des Handels- und Industrievereins die Frage an, ob nicht junge Kaufleute unserer Stadt bei dem beschränkten schweizerischen Absatzgebiet und der großen Konkurrenz auf den Exporthandel nach überseeischen Ländern hinzuweisen seien. Heute, wo in Asien und Afrika weite Gebiete sich dem Handel erschließen, ist vielleicht diesem Gedanken Kiefers neue aktuelle Bedeutung zuzumessen.

Baslerische Handelsinteressen suchte er in der Zollfrage nachdrücklich zu vertreten. Der Zolltarif von 1884, der zum ersten Male schutzzöllnerische Tendenzen zeigte, wurde von Kiefer scharf bekämpft. Denn Kiefer war ein überzeugter Anhänger des Freihandels und suchte dessen Prinzipien, freilich vergebens, volle Achtung zu verschaffen. Seine Ansicht brachte ihn in Konflikt mit dem Gewerbeverein, von dem er sich dann allmählich zurückzog.

Mit dem Zollgesetz, das trotz aller Bemühungen der Gegner in Kraft trat, steht eine andere Anregung Kiefers im Zusammenhang, die er wiederum im Handels- und Industrieverein vorbrachte. Es war die Idee der Errichtung eines sog. „Port-franc“ wie ihn Genf und Lausanne besitzen. „Der Port-franc ist eine Niederlagsstelle, bestimmt, ausländische Waren aufzunehmen, ohne den schweizerischen Eingangszoll zu bezahlen, insofern sie binnen einer gewissen Frist wieder ausgeführt werden.“ Ein besonderer Vorteil, den die Organisation des Port-francs von Genf und Lausanne gewährt, die Nettoverzollung der Waren mit Tarazuschlag, hätte für den

hiefigen auch verlangt werden sollen. Damit wäre außer den beträchtlich verminderten Zöllen durch den Freihafen auch das Umpacken solcher Sendungen ermöglicht, die theils zum Import theils zum Weiterexportieren bestimmte Waren enthalten. Dieses Privileg steht im Widerspruch zum Artikel 4 der Bundesverfassung, der alle Vorrechte des Ortes aufhebt. Kiefer bemerkte dies auch und der Verein beschloß daher, bei der Bundesversammlung lieber auf Aufhebung dieser Bevorzugung von Genf und Lausanne anzutragen, als auf Erteilung des Privilegs an Basel. Er ersuchte zugleich um Einführung der Nettoverzollung. Es blieb aber beim Alten. Kiefer versuchte 1893 noch einmal die Frage eines Port-franc in Fluß zu bringen, da denn doch das Privileg fortbestand; die Sache kam aber nicht mehr zum Abschlusse.

Persönliche Anerkennung freilich haben ihm seine Bemühungen um das Zollwesen auch bei der eidgenössischen Behörde gebracht. Sie fand unter anderm einen Ausdruck in der Ernennung zum Mitglied der Kommission für Warenstatistik (1885).

Mit Basels Verkehrsinteressen beschäftigte er sich weiter, indem er lebhaften Anteil an der Entwicklung der so wichtigen Bahnhoffragen nahm. Als man sie zum ersten Male 1873—79 erwog, hat Kiefer die Behörden veranlaßt, den bewährten Rat des seither verstorbenen Oberbaurats Thommen in Wien einzuholen. Dessen Vorschläge aber wurden nicht berücksichtigt, weil die Finanzverhältnisse der Centralbahn damals recht ungünstig lagen; und so ging die kostbarste Zeit für das verloren, was Kiefer mit Thommen als die wirksamste Abhilfe ansah: die gänzliche Verlegung des Centralbahnhofs hinter das damals noch sehr wenig angebaute Gundolingerquartier. Inzwischen wurden die Zustände immer unleidlicher. Zwar verhandelte die Regierung fortwährend mit der Centralbahn, aber erst im Jahre 1893 kam die Angelegenheit wieder in Fluß, dadurch, daß Kiefer und Ingenieur Alph. Burckhardt, denen sich

weitere 58 Großräte angeschlossen, dem Großen Räte „das Wort in dieser für die Stadt so wichtigen Angelegenheit sicherten.“ Eine Kommission wurde eingesetzt, in der Kiefer wiederum die Idee der Verlegung wenigstens des Rangierbahnhofes vertrat. Er mußte aber einsehen, daß diese inzwischen beinahe unmöglich geworden war. Wieder suchte er durch Gutachten einheimischer und fremder Techniker den besten Weg zur Lösung der Frage zu finden, und hat jedenfalls durch seine Bemühungen der Regierung manchen schätzenswerten Beitrag zu ihren Arbeiten verschafft. Das Endergebnis, dessen wir immer noch gewärtig sind, durfte er zu seinem Bedauern nicht mehr erleben.

Um die Lösung einer andern Bahnfrage hat sich Kiefer anfangs der 70er Jahre verdient gemacht. Als die bernische Surabahn geplant war, und Basel dabei nicht gebührend berücksichtigt wurde, hat er ein Konkurrenzunternehmen angebahnt, dessen Gefährlichkeit die bernische Gesellschaft schnell einsah. Es wurde eine Verständigung erzielt, durch die die selbständige Basler Surabahn überflüssig ward.

Endlich mag noch Kiefers Beteiligung bei der Frage der Wasserversorgung hier Erwähnung finden. Als Ende der siebziger Jahre die neuerstellte Grellingerleitung dem Bedürfnis nicht mehr zu genügen schien, machte er verschiedene hiesige Ingenieure auf diese Thatsache aufmerksam und es wurde ein Projekt ausgearbeitet, nach welchem Grundwasserpumpwerke bei Birzfelden den Erguß jener Quellen ergänzen und später ersetzen sollten. Das Projekt fand aber heftigen Widerstand und wurde nach längerer Diskussion verworfen. Zur Ausführung kamen die Pumpwerke in Klein-Riehen, wo schon damals Versuche gemacht worden waren.

VI.

Die wichtigsten Fragen unserer Zeit, die Arbeiterfrage und der Sozialismus haben auch Kiefer oft und ernstlich beschäftigt. Sein

praktischer Sinn ging dabei hauptsächlich darauf aus, durch gemeinnützige Institutionen das Loos der untersten Klassen zu verbessern; wenn man bei ihm nach einen theoretischen Grundgedanken sucht, so kommt man auf den Satz, der ihm aus seiner Erkenntnis der christlichen Religion der eindrücklichste geblieben ist: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, das ist der praktische Sozialismus.“

Er ist zu allerlei Zeiten mit Vertretern der sozialistischen Arbeiterchaft in Berührung gekommen; ihre revolutionären Ideen hat er nicht begreifen können. Das Arbeiterelend aber kannte er aus eigener Erfahrung und hat an seinem Teile gesucht, ihm abzuhelpfen. Seine Bestrebungen im Schulwesen wurden schon erwähnt; hier sind noch darzustellen seine Bemühungen um ein Kosthaus, um Arbeiterwohnungen und um die Unterstützung notleidender Seidenarbeiter.

Die Idee ein Kosthaus zu gründen, das gegen billige Entschädigung der arbeitenden Klasse eine gesunde Nahrung bieten konnte, kam ihm aus den Klagen der Arbeiterchaft über unzureichende Verpflegung und Uebervorteilung bei den privaten Kostgebern.

Zur Ausführung des Planes wurde eine Aktiengesellschaft gegründet, weil Kiefer sich sagte, dadurch werde am leichtesten der Schein persönlicher Spekulation vermieden und einem weiteren Publikum die Teilnahme ermöglicht. Die Zunft zu Schmieden stellte ihr Zunfthaus in zuvorkommenster Weise der Gesellschaft zur Verfügung und so konnte am 2. Februar 1862 die Anstalt eröffnet werden.

Der Kostgänger zahlte per Woche Fr. 6.50 (ohne Morgeneffen Fr. 5.70) und erhielt Morgens, Mittag- und Nachteffen. Das letztere fiel am Sonntag weg.

„Jeden Mittag ging meine liebe Frau dorthin, um Küche und was dazu gehört zu inspizieren, ich selbst ging in den Speise-

jaal. Bald wurde bekannt, daß ein derartiges Kosthaus auf Schmieden existiere, und daß das Essen gut und die Preise billig seien. Die Gäste, Arbeiter aller Art, drückten ihre Zufriedenheit aus und wir hatten Abnehmer genug. So ging es eine Zeitlang ganz ordentlich, nach und nach erfuhr ich durch einige Unzufriedene daß dort im Essen nicht alles sei, wie es sollte. Bei der Oberaufsicht in der Küche fehlte eine Person, welche beständig da sein sollte. Bei den Metzgern, Bäckern und Gemüsfrauen fehlte die nötige Aufsicht, das Dienstpersonal erlaubte sich Ungehörigkeiten, so voran die Oberküchin. Neben meinem Geschäfte wurde mir diese Arbeit mit allem Aerger zu schwer, ein kleines Nervenfieber war die Folge davon, welcher Umstand mich zwang, diese größere Kostgeberei aufzugeben. Die Einbuße war nicht zu groß und der Beweis geliefert, daß ein derartiges, gut geleitetes Institut prosperieren werde. Nach Verfluß einiger Jahre, kam man auf diese Idee wieder zurück und heute finden wir in Basel mehrere praktische Lokale, welche zu diesem Zwecke gebaut worden sind.“

Noch härter als die schlechten Kostverhältnisse drückten den Arbeiterstand die Wohnungsnot, zu deren Bekämpfung die gemeinnützige Gesellschaft schon seit 1851 durch Häuserbauten in der „Breite“ erfolgreich gewirkt hatte, die aber noch immer fortbauerte. Kiefer setzte sich mit dem schweizerischen Arbeiterverein in Verbindung und im März 1869 gelangten 180 Arbeiter mit einer (von Kiefer verfaßten) Zuschrift an die gemeinnützige Gesellschaft, die um Fortsetzung des Begonnenen ersuchte. Die Gesellschaft versprach möglichste Unterstützung; es wurden über Kapitalbeschaffung und Umfang des Unternehmens einläßliche Verhandlungen gepflogen, und so konnte denn, unter Kiefers kräftiger Mitarbeit, im Jahre 1870 die Bau-
gesellschaft zur Errichtung von Arbeiterwohnungen gegründet werden.

Der Bauhätigkeit des Vereins am Bläsiringweg und im Bachlettenquartier hat Kiefer noch lange sein Interesse zugewendet. —

Die Unterstützung notleidender Seidenarbeiter seit 1865 endlich findet hier ihre Erwähnung weniger wegen ihres momentanen Nutzens als wegen ihrer Organisation, die wesentlich Kiefers Werk gewesen zu sein scheint und die er mit Recht der städtischen Armenpflege später als Vorbild hingestellt hat.

Die Basler Seidenindustrie lag in den sechziger Jahren schwer darnieder und eine ganze Anzahl von Arbeiterfamilien waren brotlos. Kiefer rief ein Komitee ins Leben, das durch Sammlungen, die reichen Gewinn trugen, sich die Mittel zur wirksamen Abhilfe verschaffte. Die Verteilung geschah aber so, daß die Mitglieder des Komitees — es wurden deren immer mehr, — sich in die einzelnen Quartiere teilten und dort mittels genau geführter Listen die Bedürftigen persönlich aufsuchten. Diese erhielten Gutscheine, gegen die sie bei einer Centralstelle Geld und Naturalien erheben konnten. Die Arbeit in der Centralstelle wurde von weitem Mitgliedern des Komitees abwechselungsweise besorgt und so mit ganz geringen Kosten das große Unternehmen in schönster und exakter Weise durchgeführt. Während mehrerer Jahre dauerte die Unterstützung fort, allerdings nicht sehr lange in gleich ausgedehntem Maße; ein ziemlich großes Kapital konnte dann in den siebziger Jahren noch einem gemeinnützigen Fonds überwiesen werden.

Daß Kiefer die Bestrebungen der sozialistischen Arbeiterchaft nicht begriff, lag in seiner Natur. Die ihnen zu grunde liegende Theorie von der Naturnotwendigkeit alles Geschehens, konnte diesem willenskräftigen Manne nicht einleuchten. Viel weniger noch der künftige Kommunismus, wo zugleich mit dem Besitze auch alle Verantwortlichkeit dem Staate zufallen würde: Was er davon fürchtete, und warum er gegen die Anfänge solcher Centralisation sich auflehnte, hat er in einer Rede über obligatorische Krankenversicherung im Großen Räte gesagt: „Bei kleinen Klassen ist den Leuten Gelegenheit gegeben, für ihre Mitmenschen zu denken und zu arbeiten.

Will man die Menschen zu Maschinen herabwürdigen, nun so fahre man fort, dem Einzelnen alles abzunehmen, und es dem Staate zu überbinden; will man aber den Mann zum Manne bilden, so überlasse man ihm zutrauensvoll eine Verantwortlichkeit. Ich habe noch wenig gehört, daß solche Verantwortlichkeit zu Schanden ging.“

Man sieht deutlich, welchen Weg Kiefer den Arbeitern weist: den, den er selbst gegangen. Deshalb suchte er das Erziehungs-
wesen bessern zu helfen, den Unterricht allgemein zugänglich zu machen; er fühlte, was ihm gefehlt. Aus dem gleichen Gefühle heraus forderte er von den Geistlichen engere Berührung mit den untersten Schichten des Volkes: allgemeine Ausbreitung des religiösen Sinnes schien ihm wichtiger, als dessen höchste Steigerung in einem beschränkten Kreise. Ob er dabei die Anstrengungen, die in dieser Richtung schon gemacht werden, unterschätzte, ist hier nicht zu untersuchen; seine Idee dabei war die Gleichstellung des Arbeiters in allem, was von Staatswegen dem Bürger geboten wird. Die Lösung der Arbeiterfrage suchte er so auf dem Gebiete der bestehenden Gesellschafts- und Staatsordnung. Die Konsequenz dieser Auffassung ist die Wohlthätigkeit, dessen war er sich wohl bewußt, der früher angeführte Spruch zeigt das; aber ob sich der Arbeiterstand damit zufrieden geben wird, ist eine andere Frage.

VII.

Erst spät und nur langsam machte sich bei Kiefer ein Nachlassen der Kräfte bemerklich. Bis zum Ende der achtziger Jahre blieb er der feste Leiter seines blühenden Geschäftes und der zielbewußte Förderer öffentlicher Angelegenheiten. In seiner Familie war er glücklich und sein 1875 erbautes Wohnhaus bildete das Centrum des eng verbundenen Kreises seiner Lieben.

Allein der Tod seiner Frau, am 11. Oktober 1887, brachte in sein Leben den ersten schweren Stoß. Er giebt seiner Trauer

einen rührend naiven Ausdruck, wenn er schreibt: „So wurde ich Witwer; anfangs war dieser Umstand für mich sehr schmerzlich — fast nicht zum Aushalten — — —.“

Von da an begann er zu altern.

Dieser Verlust fiel mit einem Höhepunkt seiner politischen Hoffnungen zusammen: gerade in jenem Herbst wurde er als Nationalrat portiert und er wäre es gern geworden. Als aber die Sache sich zerstückte und das Verhältnis zu seinen bisherigen Gefinnungsgenossen sich löste, als dann endlich die Versuche zur Gründung einer Mittelpartei mißlingen, zog er sich mehr und mehr vom öffentlichen Leben zurück, sich auf den regelmäßigen Besuch der Großratsitzungen beschränkend.

Verschiedene leichte Schlaganfälle erschütterten unterdessen auch seine bisher so eisenfeste Gesundheit und nötigten ihn, im Jahre 1893 sein eigenes Geschäft zu verlassen und die Arbeit jüngern Kräften anzuvertrauen. Dieses Zurücktreten war ihm schmerzlich und schwer genug; war es doch das Werk seines Lebens von dem er nun die Hand abziehen sollte. Er sah aber die Notwendigkeit ein. Die letzte große Einkaufsreise nach Deutschland hatte ihn merklich geschwächt; und so wurde gründliche Erholung nötig, die er durch einen Aufenthalt in Adelboden — die ersten Ferien seines Lebens — auch wirklich fand. Dort waren ihm einige Wochen ungeorgten Lebens vergönnt; er hat sie mit großer Freude genossen und seine angeborene Heiterkeit trat damals in manchen Scherzen fröhlich hervor. Trotz seines Austrittes war Kiefer, so lange er konnte, im Geschäft thätig. An der Ladenkasse sitzend, überwachte er den Gang der Arbeit und hatte für seine Kunden manch freundliches Wort. Allein im Winter 1894/95 wurden seine Besuche immer seltener und im Frühjahr mußte er sie ganz aufgeben, als eine lange von den Seinen gefürchtete Krankheit bei ihm ausbrach. Den ganzen Sommer verbrachte er in Luterbach bei immer ab-

nehmenden Kräften, aber in voller geistiger Klarheit. Dort schrieb er für seine Familie, aber auch im Hinblick auf weitere Kreise die Erinnerungen nieder, die in dieser Arbeit so vielfach sind benutzt worden. Eine weiche Stimmung, aus dem Gefühle seiner Hilfsbedürftigkeit heraus, bemächtigte sich seiner, und dazu kam ein beinahe kindliches Glauben und Vertrauen auf ein zukünftiges Leben, das ihm wie auf einmal die Religion und ihren Trost erschloß.

Im September kehrte er nach Basel zurück. Sein Leiden wurde heftiger, und er konnte das Bett kaum mehr verlassen. Trotzdem kümmerte er sich noch immer lebhaft um alles, was in der Stadt und im Geschäfte vorging, ließ sich die Druckbogen seiner Erinnerungen vorlesen und besprach deren Korrektur. Am Tag vor seinem Tode war das Büchlein vollendet, und wurde ihm noch vorgelegt. So war es ihm vergönnt, Alles was er begonnen, fertig und sicher verlassen zu dürfen.

Dienstag, den 12. November 1895 ist er im Alter von 72 Jahren verschieden.

VIII.

In Georg Kiefers Persönlichkeit trat eine Eigenschaft vor allem mächtig hervor, die unermüdlige Arbeitskraft.

Getrieben von einem festen Willen, und im Vertrauen auf seine starke und durch strenge Mäßigkeit stets gesund erhaltene Natur, forderte er von dieser Kraft fortwährend die höchste Anstrengung und hat sich so die Stellung geschaffen, die er in der allgemeinen Achtung einnahm. Schon allein die Begründung und Leitung eines so umfangreichen Geschäftshauses, wie das seine, setzt eine ungewöhnliche Energie voraus, und die lange Reihe anderer Bestrebungen und anderer Erfolge bestätigt sie nur.

Freilich, es kamen Kiefer dabei noch weitere Anlagen zu Hilfe, deren vorzüglichste neben seiner gefundenen Intelligenz ein großes Organisationstalent gewesen ist.

Die ganze Thätigkeit Riefers zeigt aber eine Eigentümlichkeit, die zugleich ihren Umfang mit erklärt. Seine Kraft bestand vielmehr in fruchtbarer Unregung als in der einförmigen Durchführung des Begonnenen.

Das äußerte sich in seinem eigenen Geschäfte darin, daß er hier der „Chef“ im eigentlichsten Sinne war und als solcher über der Arbeit stand, die der tägliche Betrieb erfordert. Er disponierte nur und hielt die Zügel des Ganzen in fester Hand; aber wo es Not that, wußte er wohl mit Hand anzulegen.

Die gleiche Erscheinung trat auch bei seinen öffentlichen Interessen hervor. Wenn er einen Gedanken gefaßt hatte, so bemühte er sich unendlich, ihn zur Geltung zu bringen; hatte er es aber erreicht, und war die Sache in richtigem Geleise, so hielt er seine Thätigkeit dabei für beendet, und wandte sich ab um einen andern Block ins Rollen zu bringen. Schien freilich ein Unternehmen seine dauernde kräftige Beihilfe zu erfordern, so blieb er auch dabei; dann aber mußte sein Wille, dem so vieles möglich geworden, maßgebend sein.

Der Grundgedanke aller seiner Bestrebungen und Leistungen war der Fortschritt. Er machte dies Wort zur Norm seines geschäftlichen Arbeitens und seiner öffentlichen Thätigkeit; hier gerade vertrat es eigentlich alle engern Richtpunkte seines Programms. Und weil dieser Gedanke bei ihm stets mit dem des Nützlichen und Guten verbunden war, ist es Riefer vergönnt gewesen, bei seinen Bestrebungen so viel Mithilfe und Anerkennung zu erfahren.

Zu seiner ursprünglichen Kraft gesellten sich Herzensanlagen, die wohl der gleichen Naturwüchsigkeit entsprangen und sich wie jene, durch sein ganzes Leben erhielten. Es ging durch sein Wesen ein Zug von Weichheit des Gemüts, der sich allerdings gegenüber seiner Familie am meisten geltend machte. Nach Außen wurde er nicht Jedem fühlbar; da war er mehr der kraftbewußte, in seinem

Auftreten sichere Mann, in dem allerdings offene „Wohlmeintheit“ und Güte hervortrat.

Diese Selbstbeherrschung hat ihn das Leben gelehrt; allein sein ganzes Empfinden blieb darunter doch beinahe kindlich. Ein kleiner Zug mag gerade dies noch illustrieren: Kiefer hatte einen physischen Widerwillen gegen den Anblick von Wunden, und mochte nicht einmal davon sprechen hören. — Und doch konnte er dies Gefühl z. B. bei dem furchtbaren Münchensfeuertod so weit überwinden, daß er bei den Rettungsarbeiten die thätigste Beihilfe zu leisten im Stande war. —

Sein fröhlicher und harmloser Humor zeugt weiter von dieser einfachen, unkomplizierten Geistesverfassung, für die bezeichnend ist, daß er nicht eigentlich witzig war. Seine frohe Laune hat ihn durchs ganze Leben begleitet; er war jederzeit der Freund eines guten Späzes. Einer der hübschesten sei hier mit seinen eigenen Worten zum Beschluß noch angeführt.

„Vor etwa 5 Jahren sah ich an einem Samstag Abend dem Kegelspiel im Sommerkasino zu; es waren zwei Gesellschaften, die eine regelmäßige Samstagsabendgäste, die andere aus Handelsbesessenen — Badenern und Württembergern — bestehend. Den letztern fehlte der Kegelauffeher und sie selbst dünkten sich für dieses Amt zu vornehm. Lieber nicht kugeln, als daß einer von ihnen sich zum Kegelbuben hergegeben hätte. Es wurde also nicht gekugelt, bis ich ihnen mit dem Vorschlag auf den Leib rückte, für einen guten Schoppen möchte ich der Gesellschaft schon die Kegel aufstellen. „Ja, das wollen wir gerne,“ rief ein begeisterter Jüngling, „vom besten sollen Sie haben; Kellnerin, diesem Herrn da einen Schoppen vom besten.“ Die anderen bestätigten lachend diese Antwort. Ich ging an die Arbeit und stellte zur allgemeinen Befriedigung die Kegel auf. Die andere Gesellschaft, mir wohlbekannte Leute, konnten sich des Lachens nicht mehr erwehren, mochten das

Ende kaum abwarten. Immerhin wünschte die Kellnerin zu erfahren, welche Sorte Wein ich zu trinken wünsche. Nach nochmaliger Anfrage kommt die Antwort zurück: vom besten. Ich bestellte in ein Liter-Glas eine Flasche besten Champagners, kredenzte denselben den kegelliebenden Jünglingen, die ihn prächtig und famos fanden, ich that ebenfalls Bescheid und brachte das Glas der andern Gesellschaft, die begreiflich sofort erfahren hatte, welcher beste Wein das gewesen. Bei der Abrechnung werden auch die Jünglinge begriffen haben, welche Marke ihr Kegellsteller gewählt hatte. Meine Bekannten konnten nicht umhin, den betreffenden Herren zu erläutern, wer ihnen die Regel aufgestellt hatte. Eine Lehre werden diese anmaßenden Jünglinge wohl von ihm erhalten haben.“

Kiefers vorbildliche Bedeutung liegt wohl am meisten in seinem Charakter; daneben aber sollen seine Leistungen nicht vergessen werden. Unserm Gemeinwesen sind viele davon zu gute gekommen, deren es sich noch lange freuen möge. Sie zeugen deutlich von diesem Charakter, der ein demokratischer im besten Sinne war:

Er beehrte nicht nur Rechte für das Volk; er fühlte als dessen Glied seine Pflicht dem gemeinen Wesen gegenüber und erfüllte sie.

